

# Prolog

## **Im fünften Jahrhundert n. Chr.**

Mitten im Wald lag die kleine Höhle, in die sich Ricarda und Agnes zwei Tage lang versteckten. Als sie annehmen konnten, dass ihnen keine Gefahr mehr durch hunnische Horden drohte, machten sie sich auf den Weg nach Colonia, der letzten römischen Bastion im Norden des verfaulenden Reiches. Dort würden sie endgültig in Sicherheit sein und eine Entscheidung über ihr künftiges Leben treffen müssen.

Hinter ihnen lagen die grässlichsten Tage ihres Lebens. Gressiona gab es nicht mehr! Binnen weniger Stunden hatten die Hunnen es zerstört und fast alle Bewohner hingeschlachtet. Nur ein Wunder, so schien es, hatte Ricarda und Agnes, nunmehr ihre Freigelassene, vor dem Wüten der Feinde bewahrt. Doch die Welt war nicht mehr dieselbe. Der Gedanke, dass sie vor kurzem noch Königin des kleinen Reiches gewesen war, erschien Ricarda absurd und lächerlich, als sei alles nur ein unwirklicher Traum gewesen, eingehaucht von einer zynischen Gottheit. Lucius, ihr Geliebter, war tot, und diese Gewissheit war die schmerzlichste von allen. Eine grausame Macht hatte einen unbarmherzigen Preis für ihr Glück eingefordert.

Der sintflutartige Regen der vergangenen Tage hatte die Pfade im Schlamm ertrinken lassen. Rechterhand pflügte sich eine Schlucht durch den Wald. Der Bach, der für gewöhnlich recht gemächlich durch das kleine Tal dahinfloss, war infolge des Unwetters zu einem wahren Strom angeschwollen. In seinen erdbraunen Fluten trieben Äste und Laub, auch eine oder zwei Leichen glaubte Ricarda darin zu erblicken, aber vielleicht spielten ihr auch nur ihre an Schreckensbilder gewohnten Augen einen üblen Streich.

Schweigend stapften die beiden jungen Frauen voran. Niemand begegnete ihnen; es war, als seien sie die letzten noch lebenden Menschen.

Ricarda dachte über die Wandlung ihrer Begleiterin nach: Neuerdings verhielt sich Agnes sehr merkwürdig. Von der Todesangst, die sie am Tag des hunnischen Überfalls durchlebt hatte, war nichts

mehr geblieben. In der Höhle schien etwas Merkwürdiges mit ihr geschehen zu sein. Plötzlich redete sie wie eine Prophetin daher.

„Eines Tages wird Gressiona wieder auferstehen!“, hatte sie behauptet. Und von einer künftigen Königin gesprochen. „Sie wird so klug und so schön sein wie du, Ricarda!“

Es war nicht bei dieser einen seherischen Bemerkung geblieben. In der Nacht war Agnes keuchend aus dem Schlaf gefahren.

„Alles ist gut! Wir sind in Sicherheit!“, versicherte ihr Ricarda.

„So viele Wesen, so viele Seelen ...“

„Wie meinst du das?“

„Sie sind hier. Ich spüre es.“

„Wer?“

„Eine alte fromme Frau ... Ein Mönch ... Zwei junge Menschen ... Ein gefangenes Kind ...“

„Aber hier ist niemand, Agnes. Niemand. Nur wir beide!“

„Sie sind hier! Nicht jetzt, nicht in unseren Tagen. Sie sind hier – in einer anderen Zeit!“

Daraufhin schwieg sie, und Ricarda ließ es auf sich beruhen.

Der Wald, durch den sie nun schritten, mutete Ricarda so geheimnisvoll an wie die merkwürdigen Visionen ihrer Freigelassenen. Eine dunstigrote Sonne stand über ihnen, kein Windhauch regte sich, und die Luft war schwer von Geruch nasser Erde. Ganz in der Nähe schrie ein Häher.

Unvermutet blieb Agnes stehen. Die Augen hielt sie fest geschlossen, sie begann zu zittern, als fröre sie. Ricarda musterte sie schweigend, abwartend, was dieses Verhalten nun wieder zu bedeuten habe. Nach einer Weile öffnete Agnes die Augen und sah sich abrupt um; dann seufzte sie bitter.

„Siehst du das Kreuz?“ Mit dem Kinn wies sie auf eine Stelle am Wegesrand.

„Nein, ich sehe dort kein Kreuz“, entgegnete Ricarda geduldig.

„Ein Kreuz aus Stein!“, beharrte Agnes. Lautlos bewegte sie die Lippen, als versuche sie eine Inschrift zu entziffern.

Ricarda schwieg. Agnes war Christin, und ihr Glaube war so inbrünstig, dass sie wohl schon Kreuze sah, wo es keine gab. Ihr

zuliebe hatte Ricard sogar das Medaillon mit dem Jupiterkopf weg-  
geworfen.

„Gott sei seiner Seele gnädig“, flüsterte Agnes und bekreuzigte  
sich.

„Wirst du mir dein Geheimnis erzählen?“, fragte Ricarda vor-  
sichtig.

„Geheimnis?“

„Das Kreuz aus Stein! Was hat es damit auf sich?“

„Ah! Du kannst es nicht sehen!“

Ricarda schüttelte bedauernd den Kopf.

„Es steht in einer anderen Zeit. Errichtet wegen einer Bluttat ...“

„Was ist bloß in der Höhle mit dir geschehen, Agnes?“

„Der Mensch kann sich nicht aussuchen, was mit ihm geschieht.  
Es ist Gott, der uns lenkt.“

„Ja, so wird es wohl sein!“ Lächelnd reichte Ricarda ihr eine  
Hand. „Komm, lass uns weitergehen.“

Sie schätzte, dass ihnen zwei oder drei Tagesmärsche bis  
zur Römerstadt am Rhein bevorstanden.

\*

Die Stadt war voller Flüchtlinge. Ricarda und Agnes waren bei-  
leibe nicht die Einzigen, die sich auf der Flucht vor den Hunnen  
befanden. Unterwegs hatten sie brennende Dörfer gesehen, zer-  
störte Gehöfte, gemordete Menschen, ungezählte Kadaver. Häufig  
hatten sie sich verstecken müssen, um den hunnischen Feinden  
nicht über den Weg zu laufen. Einmal jedoch hatten zwei betrun-  
kene Hunnenknechte sie hinter einem Gebüsch entdeckt, da waren  
sie in höchste Gefahr geraten. Berauscht vom Wein, den die Ker-  
le irgendwo geraubt hatten, erwachte ihr Hang zur Grausamkeit.  
Ricardas und Agnes mochten sich noch so wild und verzweifelt  
zur Wehr setzen, nicht lange, und sie waren überwältigt. Mit einem  
Messer schlitze einer der Berauschten Ricardas linke Wange auf.

Doch noch bevor sie weitere Gräueltaten an den Frauen begehen konnten, tauchten in der Ferne fünf Reiter eines römischen Hilfstrupps auf. Rasch suchten die Hunnenknechte das Weite. Die Reiter setzten ihnen nach. Ricarda und Agnes waren gerettet.

Agnes kniete sich neben ihre frühere Herrin, um mit höchster Fürsorge nach ihrer Wunde zu schauen.

„Es ist nichts Schlimmes“, winkte Ricarda ab, obwohl die Verletzung fürchterlich blutete und höllisch schmerzte. Agnes riss ein Stück Stoff vom Saum ihres Kleides ab und presste es gegen die Wunde. Ricarda ließ es geschehen. Erneut war ihr aufgefallen, dass Agnes in der Gefahr erstaunlich wenig Angst gezeigt hatte.

„Wir hätten sterben können“, sagte Ricarda herausfordernd.

Agnes schüttelte den Kopf. „Nein! Die Zeit zum Sterben ist noch nicht gekommen!“, entgegnete sie fest.

**Teil I.**  
**Eine neue Zeit**

# 1.

## **Neujahr 1000 A.D., des Gaugrafen Hügeldorf bei Jülich**

Am frühen Morgen erwachte Gaugraf Gerhard mit dröhnendem Schädel. Der Schmerz wurde noch heftiger, als er versuchte, die verklebten Lider zu öffnen und eine Flut von grellem Licht in seine Augen strömte. Ächzend schlug er sich die Hände vors Gesicht und rang um Orientierung. Allmählich kamen die Erinnerungen zurück. Trotz des elenden Zustandes, in dem er sich befand, verzogen sich seine Mundwinkel zu einem bissigen Lächeln. Der Weltuntergang war ausgeblieben. All diese Narren, die an das Ende der Welt geglaubt hatten, sie hatten sich lächerlich gemacht. Blamiert bis auf die Knochen waren sie, denn die Silvesternacht war vorübergegangen wie jede Nacht seit Beginn der Menschheit. Weder Engel, Teufel noch die apokalyptischen Reiter waren erschienen, um sich der Menschheit zu bemächtigen, ganz zu schweigen von Christus, dessen Wiederkunft vermutlich erst in ferner Zukunft stattfand – wenn überhaupt. Der Gaugraf hegte schon seit langem den Verdacht, dass die Menschen Gott gleichgültig geworden waren. Warum sonst hätte er geduldet, dass ehrlose Gestalten wie beispielsweise jener Magnus sich Gottes Diener nennen durften?

Ihm, Gerhard, konnte das alles nur recht sein. Der Jüngste Tag wäre ihm höchst ungelegen gekommen, denn er wusste selbst, dass er kein gottgefälliges Leben führte. Eines Tages, wenn er seine letzte Stunde nahen fühlte, konnte er immer noch Buße tun. Denn Gott verzieh jenen, die ihre Sünden beichteten, selbst wenn dies erst in der Stunde des Todes geschah. Warum also ein freudloses Leben in Enthaltbarkeit und Gottesfurcht führen, wenn es auch anders ging?

Gewiss, ein Mann wie Magnus durfte nicht so denken. Dass er gleichwohl fröhlich sündigte, war sein eigenes Problem. Gerhard war froh, dass es Kreaturen wie den feisten, rotbärtigen Wandermönch gab, derer er sich nach Herzenslust bedienen konnte.

Er erinnerte sich: Gestern hatte Magnus ihn in seiner Hügeldorf aufgesucht. Einen Krug Wein nach dem anderen hatten sie geleert.

Und dann hatte er den umtriebigen Wandermönch zum Dorfpfarrer von Aecheze bestellt. Denn Vater Bartholomäus, der das Amt bis vor kurzem noch ausgeübt hatte, war auf mysteriöse Weise verschwunden. Also wurde Magnus sein Nachfolger, was für ihn recht lukrativ war. Nun musste er nämlich nicht mehr durch die Lande ziehen, war nicht länger abhängig von der Herzensgüte der Menschen, die er freilich oft genug übers Ohr gehauen hatte. Magnus saß jetzt in einem gemachten Nest. Und er wusste genau, welche Gegenleistungen der Gaugraf von ihm erwartete. Magnus war sozusagen Gerhards Kreatur, Wein und Wohlwollen waren ihm nur dann gewiss, wenn er ihm bedingungslos zu Willen war. Beichtgeheimnisse zählten nichts, wenn das Wissen um die Sünden der Untertanen für den Gaugrafen von Belang sein konnte.

Gerhard unternahm einen neuen Versuch, die Augen zu öffnen. Nachdem er sich an die Helligkeit gewöhnt hatte, richtete er sich auf. Alles schien sich zu drehen, einen Moment lang glaubte er, er müsse sich übergeben, bevor sein Magen sich wieder beruhigte. Die rotierende Umgebung kam allmählich zum Stillstand, wengleich er alles wie durch einen Schleier wahrnahm.

Er sah sich um. Die Erinnerungen an die vergangene Nacht kehrten zurück. Während ein Großteil der Menschheit zitternd und betend auf das Ende der Welt gewartet hatte, hatten er und Magnus ihr neues Bündnis durch eine zünftige Orgie bekräftigt. Nicht nur Wein und Braten, selbstverständlich hatten auch willige Weiber dazugehört. Zwei von ihnen waren immer noch hier; schlafend lagen sie, nur mit einem Fell bedeckt, vor seiner Bettstatt, den schnarchenden Magnus in ihrer Mitte. Umgestürzte Krüge kündeten von dem gewesenen Treiben, Kleidungsstücke und abgenagte Knochen lagen verstreut umher.

Wie immer, wenn sich seine Lust ausgetobt hatte, war ihm die Gegenwart der Gespielinnen zuwider. Nichts weiter als tumbe Bauernmägde waren sie, die den Geruch des Viehs niemals loswurden. Auch den feisten Mönch mochte er nicht mehr sehen. Reste von Erbrochenem klebten in seinem roten Bart, der Kerl war ihm widerwärtiger denn je. Er versetzte ihm einen Tritt gegen das Schien-

bein, das unter dem Fell hervorlugte, doch Magnus grunzte nur und schnarchte dann weiter. Auch die Frauenzimmer wollten nicht aufwachen; missmutig betrachtete Gerhard ihre verquollenen Gesichter. Schließlich suchte er seine verstreute Kleidung zusammen und zog sich an. Er brauchte frische Luft.

Vor dem Gemach lungerte ein junger Diener herum, das Gesicht gezeichnet von einer schlaflosen Nacht. Anders als der Gaugraf hatte der Bursche den Weltuntergang durchaus für möglich gehalten. Gleichwohl hatte er seinem Herrn und den schamlosen Gästen die ganze Nacht über zu Diensten sein müssen.

„Siehst du, Bruno? Völlig umsonst hast du Hasenfuß gebibbert“, brummte der Gaugraf. „Die verdammte Welt wird uns so leicht nicht los.“

Der Diener nickte. „*Der Herrgott wollt' die Sünder strafen, den Jüngsten Tag hat er verschlafen.*“ Reimen war seine Leidenschaft.

Gerhard grinste. „Du gotteslästerlicher Wicht wirst einst in der Hölle schmoren, fürchte ich.“

„Warum nicht? Bestimmt werden dem Teufel meine Gedichte gefallen.“

„Mein Sohn – wo ist der Bursche?“

„Schläft, Herr.“

„Wo hat er die Nacht verbracht?“

„Ich weiß es nicht. Er war ausgeritten und ist vorhin erst zurückgekehrt.“

Gerhard hatte eine leise Ahnung, wohin Tassilo die Nacht der Nächte verbracht haben könnte. Er ist und bleibt ein unverbesserlicher Narr, dachte er bei sich.

„Geh und sattle mein Pferd. Ich brauche etwas Abkühlung.“

„Ja, Herr.“

„Sorg dafür, dass der Mönch und die Weiber verschwunden sind, wenn ich wiederkomme.“

„Verlasst Euch auf mich, Herr.“ Der Diener verschwand.

Gerhard war sehr durstig. In der Küche fand er einen Krug frischen Wassers, den er sich gierig an die Lippen setzte. Welche Wohltat! Dann machte er sich auf den Weg nach draußen, um wie



ein Feldherr vom Hügel der Kernburg aus die verschneite Landschaft zu überblicken. Die Holzbauten der Vorburg verschmolzen mit dem Schnee, der alles umspannende Wassergraben war als solcher nicht mehr erkennbar, sondern bildete einen Ring aus glattem Weiß. In der Ferne wirkten die Wälder wie verschlossene Mauern zu einem geheimnisvollen Reich. Gleichwohl, nie war diese kühle Welt dem Gaugrafen so real und greifbar erschienen wie heute.

„Weltuntergang“, zischte er verächtlich.

Bald darauf saß er auf seinem Rotschimmel und verließ sein Domizil Richtung Süden. Der Schnee war pulvrig und bereitete dem Pferd kaum Mühe. Gerhard genoss den frischen Wind, der in sein Gesicht blies und ihm half, seine Gedanken zu ordnen.

Ein neues Jahrtausend! Was würde es bringen? Das Leben hatte ihm bislang nicht jeden Wunsch erfüllt. Ja, es hatte ihn sogar lächerlich gemacht, damals, als er der Gefangene von Strauchdieben gewesen war. Zwei Tage lang hatte er gefesselt in einem elenden Erdloch gehockt und den Spott der Halunken ertragen müssen. Viele, viele Jahre lag das zurück, doch kein Tag war seither vergangen, wo er nicht an dieses schmachvolle Erlebnis gedacht hätte. Es war seine erste Bewährungsprobe als Befehlshaber gewesen – von Kindheit an hatte er ein siegreicher Heermeister sein wollen, wie sein Großvater, einer der Helden der großen Ungarnschlacht –, doch er war jämmerlich gescheitert, hatte die Ratschläge der erfahrenen Recken, die ihn begleiteten, hochmütig in den Wind geschlagen. Wie ein Tölpel hatte er sich von den Banditen in eine Falle locken lassen. Endlich hatten sein Vater und dessen Männer ihn befreit. Nicht als Held kehrte er heim, sondern als törichter Hitzkopf, der große Mühe hatte, seine Wut auf die Welt und den Zorn gegen sich selbst im Zaum zu halten. Dem Anführer der Bande hatte er eigenhändig den Kopf abgeschlagen. Doch selbst dies war nicht im Zweikampf geschehen, denn der Halunke war gefesselt und somit wehrlos gewesen. Den Männern, die an seiner Befreiung mitgewirkt hatten, wurde strenges Stillschweigen auferlegt. Bis heute wussten deshalb nur Wenige von seinem kläglichen Versagen. Weil die Welt seitdem in Frieden lebte, stand seine Bewäh-

rung als Krieger immer noch aus. Die Scharte auszuwetzen, die ihm damals im jugendlichen Überschwang widerfahren war, das war sein brennendes Verlangen. Der Tag würde kommen, an dem er der Welt zeigte, welch begnadeter Heermeister in ihm steckte. In die Fußstapfen seines Vaters Wilhelm würde er treten, der in der Ungarnschlacht durch große Tapferkeit zum Erfolg des königlichen Heeres beigetragen hatte: Nach dem Tod des Roten Konrad nämlich, des Herzogs von Lothringen, war es Wilhelm gewesen, der die Männer des Herzogs aus ihrer Lethargie gerissen und zu neuen Taten angespornt hatte, indem er todesmutig durch die Reihen der Ungarn ritt, sie reihenweise niedermachte und dabei selbst auf wundersame Weise unverletzt blieb. Seither war Wilhelm eine Legende gewesen.

Indes, er war schon vor langer Zeit gestorben, denn auch Helldentum bescherte niemandem ein biblisches Alter, viel öfter war das Gegenteil der Fall. Gerhard jedoch lebte, und er war fest entschlossen, einst gleichfalls als Held den Weg allen Fleisches anzutreten. Auch keine prophezeiten Weltuntergänge würden ihn daran hindern. Und immerhin, so zumindest hieß es in den Überlieferungen seiner Ahnen, floss das Blut der alten Römer in ihm, die sich einst die Welt untertan gemacht hatten.

Der Himmel, der sich in der vergangenen Nacht keineswegs geöffnet hatte, strahlte in hellem Blau. Ein Fuchs huschte über den Weg, in seinem Maul eine leblose Maus. Der Anblick des Reiters erschreckte den Räuber, hastig verschwand er hinter kahlen Büschen. Gerhard bereute, seinen Jagdbogen nicht bei sich zu haben, er hätte den Fuchs liebend gern getötet. Doch an den Bogen hatte er nicht gedacht, wie ärgerlich. Ohne Waffe war er dennoch nicht losgeritten. Er legte eine Hand auf den Knauf des Schwertes, das er an der Seite trug, als würde schon die Berührung ihn besänftigen. Eine Weile noch verfolgte er den Fuchs mit seinen Blicken und spielte mit dem Gedanken, ihm nachzusetzen, vielleicht konnte er den Fuchs ja vom Sattel aus mit einem Schwerthieb erledigen. Letztlich aber besann er sich, der Fuchs würde ihm im Schnee mühelos entwischen. Dies wiederum hätte eine weitere Verschlechte-

rung seiner Laune zur Folge, dachte der Gaugraf, und daran war ihm nicht gelegen. Nicht zum Jagen war er losgeritten: Es zog ihn zum Lager der Eremiten.

Es gelüstete Gerhard, ihre verdutzten Gesichter zu betrachten, nachdem der Weltuntergang ausgeblieben war. Einige seiner Bauern befanden sich unter diesen Wahnsinnigen; sie hatten nun nicht länger Grund, sich ihren Pflichten zu entziehen, ab heute wehte wieder ein anderer Wind. Er war allzu nachsichtig mit ihnen gewesen, aber damit war es jetzt vorbei.

Begonnen hatte die Posse, nachdem am Rymelsberg vor einigen Wochen der Hof eines Bauern namens Pippin abgebrannt war. Pippin war dabei ums Leben gekommen und elend verbrannt, doch seine Familie war darauf in den Wald gegangen, anstatt ein neues Haus zu errichten und ihm, dem Gaugrafen, weiter dienstbar zu sein. Bis zum Tag des Jüngsten Gerichtes, so erfuhr man, wollten sie in aller Abgeschiedenheit ein Leben als fromme Eremiten führen. Was Gerhard nicht nur ärgerlich, sondern vor allem unverfroren fand, denn Pippin und seine Familie waren seine Leibeigenen. Für gewöhnlich hätte er nicht lange gefackelt und die Geflohenen mit Gewalt zurückgeholt, doch die Angelegenheit lief plötzlich aus dem Ruder. Denn andere Bauern der Umgebung schlossen sich den Eremiten an, die Gruppe wuchs und wurde ständig größer, und eine Beendigung des Spuks hätte wohl ein Blutbad zur Folge gehabt, weil keiner dieser Narren willens war, nach Hause zurückzukehren. Gerhard hatte einsehen müssen, dass es ihm wenig nützte, wenn er sie alle erschlug, denn Tote konnten erst recht keine Felder bewirtschaften. Also war es das Beste, den Neujahrstag abzuwarten, an dem zwangsläufig alle wieder zur Besinnung kommen mussten.

Dieser Tag war heute.

Eremiten der letzten Tage, so hatten sich die Einfaltspinsel genannt. Gerhard freute sich, ihnen die Leviten zu lesen; desillusioniert und kleinlaut würden die Beschämten endlich heimkehren und konnten noch froh sein, wenn er sie nicht bestrafte. Sie würden ihn anflehen, gnädig und nachsichtig mit ihnen zu sein, dem Teufel würden sie die Schuld für ihre Verirrung geben. Vor allem

aber fieberte Gerhard dem Wiedersehen mit der jungen Richarda entgegen.

Sie war die Anführerin der Eremiten und älteste Tochter des in den Flammen umgekommenen Bauern Pippin. Sie hatte kastanienbraunes Haar, war gut gewachsen und begehrenswert. Schon als Kind hatte sie seine Aufmerksamkeit erregt. Es gab nicht viele betörende Weiber in der Umgebung, die er sich nicht – notfalls gewaltsam - gefügig gemacht hätte, aber Richarda, die Hübscheste von allen, gehörte ärgerlicherweise zu dieser winzigen Minderheit. Neulich, als er sie fast schon überwältigt hatte, war ihr nichtsnutziger Bruder aufgetaucht und hatte gedroht, ihn zu töten, wenn er die Schwester noch einmal anrühre. Das war im Grunde zum Lachen gewesen, hatte ihm aber vorläufig die Lust genommen. Gerhard hatte zudem darauf verzichtet, den Bauernlummel zu maßregeln, das würde er heute nachholen. Und auch Richarda würde er sich endlich vornehmen, denn sie hatte allen Grund, sich demütig und unterwürfig zu zeigen.

Andererseits – er spürte sein Herz klopfen – war Richarda nicht wie die anderen Frauenzimmer, die er je geschändet hatte. Nicht umsonst war sie die Anführerin der Eremiten, deren Zahl inzwischen sechzig betrug, wie behauptet wurde. Die Leute waren Richarda gefolgt, weil sie etwas Besonderes ausstrahlte. Womöglich war sie nicht einmal besonders klug, dafür war sie viel zu fromm, fand der Gaugraf. Doch manch einer sagte ihr Wunderkräfte nach. Vor einigen Jahren, als eine Seuche in der Gegend grassierte, war es Richarda gewesen, die sie zum Erliegen gebracht hatte. Jedenfalls behaupteten das einige Bauern aus der Umgebung. Die einen schrieben es Richardas Gebeten zu, die anderen ihrer Empfehlung, Brot zu meiden. Zuvor hatte es eine Missernte gegeben, und vielleicht hatte es ja tatsächlich am verdorbenen Getreide gelegen, dass die Leute reihenweise erkrankten. Bartholomäus, der Dorfpriester von Aecheze, hatte damals den Verdacht gehegt, Zauberei könnte hinter alldem stecken, doch niemand wollte etwas davon wissen. Auch Gaugraf Gerhard nicht. Zauberei, das war nicht die Welt, über die er Gewalt besaß. Die Weiber hatten gefügig zu sein, alles andere war indiskutabel.

Bemerkenswert war, dass jene Richarda auch Tassilos Interesse geweckt hatte. Anders als sein brünstiger Vater schien sich der junge Tassilo nie viel aus Frauen gemacht zu haben. Eines Tages jedoch stellte Gerhard fest, dass Tassilo an dem Bauernmädchen Gefallen gefunden hatte. Gerhard fand das amüsant, zumal der Sohn es dabei beließ, sie zu bewundern, anstatt sich einfach zu nehmen, wonach die Natur drängte. Diese Zurückhaltung stand ihm als künftigem Gaugrafen nicht gut zu Gesicht, fand Gerhard, aber es bestand ja noch die Hoffnung, dass die Gehemmtheit des Sohnes sich legte, auch wenn er inzwischen achtzehn Lenze zählte.

Wie doch die Zeit verging.

Gerhard dachte zurück an das Jahr, als der ersehnte Sohn geboren wurde, doch sein Weib, das er sogar gemocht hatte, war im Kindbett gestorben. Er war der Gattin immer treu geblieben; erst nach ihrem Tod hatte er seiner unersättlichen Gier nach anderen Frauen nachgegeben und feststellen müssen, dass diese Gier mit jedem Beischlaf wuchs und zu einem echten Laster wurde. Zwar war diese Glut im Lauf der Jahre etwas abgekühlt, doch erloschen war sie keineswegs. Und Richarda, das hübsche Haupt der Eremiten der letzten Tage, würde das später zu spüren bekommen. Die Schlampen, die ihm in der vergangenen Nacht beigelegt hatten, waren nicht nach seinem Geschmack gewesen.

Er war schon eine Weile unterwegs, als der Rymelsberg sich vor ihm aus der offenen Feldflur erhob. Mehr Hügel als Berg war die Erhebung, bedeckt vom Weiß des Winters, auf der Kuppe die Fundamente einer uralten Ruine, einst ein Wachturm der Römer, wie die gängigste Erklärung lautete. Um den Rymelsberg herum lagen verstreut einige Höfe und Hütten, doch die waren unbewohnt, weil die Bewohner sich den Eremiten angeschlossen hatten. Der Gaugraf hatte angenommen, dass zumindest einige von ihnen bereits zurückgekehrt seien, nachdem das Ende der Welt ausgeblieben war. Doch nirgends stieg Rauch von den Dächern empor, was vermutlich bedeutete, dass sie sich nach wie vor im Lager der Eremiten befanden, mitten in dem ausgedehnten Wald, der sich hinter dem Rymelsberg erstreckte.

Zum Lager also, sagte sich Gerhard. Ohnehin hatte er nicht geglaubt, dass er Richarda woanders finden würde.

Im Wald begegnete ihm die alte Judith. Beinahe erschrak er, als sie plötzlich am Wegrand stand, gehüllt in eine abgetragene Kutte aus grobem Leinen. Finster starrte sie zu ihm empor.

Gerhard – fast hätte er sein Schwert gezogen – atmete auf und zügelte sein schnaufendes Pferd. Judith war eine Klausnerin; seit vielen Jahren lebte sie in diesem Wald, um ein Leben in frommer Abgeschiedenheit zu führen. Die Leute verehrten sie. Zwar gehörte sie nicht der Eremitengemeinschaft an, doch unschuldig war sie wohl nicht an der Entwicklung gewesen. Richarda hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass die Klausnerin ihr großes Vorbild war, schon als Kind hatte sie Judith in ihrer Klause besucht, und die Alte hatte dem Bauernmädchen offenbar den hübschen Kopf mit frömmelerischen Gedanken gefüllt.

„Was glotzt du mich an, als sei ich ein Gespenst?“, herrschte Gerhard sie an. „Hast du nichts Besseres zu tun? Geh deiner Wege.“ Er fühlte sich unbehaglich unter ihrem kühlen Blick. Judith war hochgewachsene Frau von hagerem Äußeren. Ein knochiges Gesicht, umrahmt von einem Schleier, verlieh ihr zusätzlich Strenge. Sie waren einander nie begegnet und kannten sich allein vom Hörensagen; gleichwohl wussten beide genau, wen sie vor sich hatten.

„Ihr macht einen gehetzten Eindruck, Gaugraf“, entgegnete sie unbeeindruckt.

„Es ging mir noch nie besser.“

„Ihr seid auf dem Weg zu den Eremiten, nehme ich an.“

„Ich will mir die Schäden ansehen, die der Weltuntergang angerichtet hat. Vielleicht brauchen die Ärmsten ja meine Hilfe.“

Sie ging nicht auf seinen Spott ein. „Was immer Ihr auch vorhabt, bedenkt, der Segen des dreieinigen Gottes liegt über diesen Menschen.“

„So? Ich wundere mich, was eine entlaufene Nonne alles über Gottes Willen weiß.“

Bevor sich die Klausnerin vor langer Zeit in den Wald zurückgezogen hatte, war sie Nonne im Kloster St. Maria im Kapitol

zu Köln gewesen. Die Beleidigung des Gaugrafen ließ sie kalt. „Richarda ist ein Werkzeug Gottes. So wie Ihr und ich, Gaugraf.“

„Du hast ihr jahrelang nur Flausen in den Kopf gesetzt. Viele meiner Bauern sind bei ihr. Das ist gegen Gottes Ordnung, das weißt du genau. Damit wird es jetzt vorüber sein.“

Er schnalzte mit der Zunge, um seinen Rotschimmel voranzutreiben, doch die Klausnerin stellte sich ihm in den Weg.

„Was fällt dir ein, Weib?“, brüllte der Gaugraf mit zornrotem Gesicht.

„Die Welt ist nicht so, wie sie scheint“, sagte Judith, als sei dies eine Antwort.

„Geh mir aus dem Weg!“

„Ihr begehrt Richarda, streitet es nicht ab. Doch ich warne Euch: Wenn Ihr sie auch nur anrührt, ist die Hölle Euch gewiss!“

„Was faselst du da? Gib den Weg frei, sonst reite ich dich über den Haufen!“

„Die Hölle!“, sagte sie noch einmal, bevor sie beiseite trat und ihn passieren ließ.

Dem Gaugrafen war die Laune nach dieser Begegnung gründlich verhaselt. Was bildete sich dieses wild gewordene Weib nur ein? Für wen hielt sie sich? Die Menschen mochten sie hochschätzen, aber deshalb hatte sie noch lange nicht das Recht, mit ihm, dem Gaugrafen, zu sprechen wie mit einem ungezogenen Knaben. Warum hatte er sie für ihre Unverschämtheit nicht einfach gemäßregelt? Mit einer deftigen Ohrfeige wäre sie noch gut bedient gewesen, aber er hatte es dabei belassen, ihr lediglich zu drohen. Das bereute er nun. Doch kehrtmachen, um das Versäumte nachzuholen, war ihm die Mühe letztlich auch nicht wert. Es drängte ihn, endlich das Lager der Eremiten zu erreichen.

Der Wald mit seinen schneebedadenen Bäumen, deren Äste sich unter der weißen Last tief beugten, rauschte an ihm vorüber. Gerhard wünschte sich, er hätte einen Weinschlauch mitgenommen, denn Wut machte ihn stets durstig. Ach, an nichts hatte er gedacht, weder an den Jagdbogen noch an Wegzehrung.

Er hatte das Eremitenlager fast schon erreicht, als er am Wegrand einen alten Hund erblickte. Sein struppiges Fell war so ergraut, dass er im Schnee erst auf den zweiten Blick auszumachen war. Gerhard glaubte sich zu erinnern, ihn schon einmal gesehen zu haben. Der Köter kam ihm gerade recht, er würde seinen Unmut als erster zu spüren bekommen.

Gerhard zog sein Schwert aus der Scheide.